

Leseprobe

Mely Kiyak
Frausein

Carl Hanser Verlag, München 2021
ISBN 978-3-446-26746-6

S. 7-25



Eines Morgens wachte ich auf und sah die Welt verschwinden. Wie immer nach dem ersten Vogelzwitschern lag ich mit einem Kaffee und einem Buch im Bett. Ich las über Freiheit und Verzicht. Und während ich das tat, verließen mich meine Augen. Es dauerte bis zum späten Nachmittag – ich schaute der Welt beim Wenigerwerden regelrecht zu –, bis aus meinem Augenlicht allmählich Augendämmerung wurde. Und dann Dunkelheit.

Als sie mich abholen, sitze ich auf meinem Sessel. In den Stunden zuvor hatte ich geduscht und mich vorbereitet. Ich wollte sofort gefunden werden. Die Tür zur Wohnung hatte ich deshalb schon geöffnet. Davor eine Tasche gepackt, mich gekämmt. Und davor, bevor ich mich anzog, es versucht. Dieses Mal sollte es nicht nur Mutprobe sein, denn es war mir unangenehm und immer auch etwas peinlich. Sondern Abschied von mir selbst.

Ich wollte mich angucken.

Mit kaputter Sicht schaute ich auf den nackten Körper. Es galt, das nackte Ich auszuhalten. Obwohl ich fast nichts mehr sah, schämte ich mich. Scham vor dem Anblick der Brüste. Dem Dreieck zwischen den Beinen. Dieser gewaltigen Blöße mit all ihren Rundungen und Abstufungen. Oder dem, von dem ich vermutete, wo und was es war. Obwohl die, die im Spiegelbild gerade zerfloss, im Prinzip jedermann hätte sein können, hielt ich den Anblick nicht aus.

Der letzte Blick auf die im Augennebel verschwindende Frau blieb in jeder Hinsicht unvollständig.

Gegen Mittag begriff ich, dass das, was mit dem einen Auge passierte, auch im anderen Auge geschah. Ich ahnte, dass mir nicht mehr viel Zeit blieb. Trotzdem wartete ich einige Stunden ab und rief erst dann um Hilfe. Weil man die ganze Zeit auch immer denkt: Das bilde ich mir bestimmt nur ein. Sicher kommt gleich das ganze Bild wieder. Von dem, was mir gerade passierte, hatte ich nie zuvor gehört. Ich misstraute meinen Empfindungen.

Um mir helfen zu lassen, benötigte ich mehrere Anläufe. Die Tasten des Telefons musste ich erfühlen. Anschließend setzte ich mich und hörte nur noch. Als es geschah, wohnte ich am Meer. Draußen schrien die Möwen im Meereswind. Drinnen verlor ich mein Augenlicht. In der einen Hand hielt ich meinen Ausweis und die Chipkarte meiner Krankenversicherung. Mit der anderen Hand umfasste ich die Sessellehne.

Ich wurde aufs Festland gebracht.

In der Notaufnahme hatte ich Schwierigkeiten, die Liege und das Gefühl meines Körpers darauf zu koordinieren. Man fühlt und fühlt doch nicht.

Ich wusste, ich muss mich retten. Ich sprach zu mir selbst. An diesen Worten hielt ich mich in den kommenden Stunden, Monaten und Jahren fest:

Ich akzeptiere alles. *Ich akzeptiere alles.*

Ich bin eine Frau. Ich bin es gerne. Da ist kein Hadern. Kein Bedauern. Kein Mangel. Aber auch kein Überfluss. Davon möchte ich erzählen.

Ich beginne dafür an irgendeiner Stelle. Denn es gibt keine Anfänge. Es gibt nur den Blick zurück.

Meine Mutter putzte im Amtsgericht. Gegen 18 Uhr lief sie die paar Meter von unserer Wohnung in das schöne Gebäude hinüber und fing an zu fegen und zu wischen. Manchmal nahm sie mich mit. Die Zelle für die Untersuchungshaft öffnete sie mit einem sehr alten Schlüssel aus Eisen. Ein großer Schlüssel, wie man ihn aus tschechischen Märchenverfilmungen kennt. Ganz unwirklich und schwer. Tagsüber waren die Inhaftierten für ihre Verhandlungen aus der Justizvollzugsanstalt in die Zelle gebracht worden, wo sie bis zu ihrer Anhörung im Gerichtssaal zu warten hatten. Abends, wenn meine Mutter kam, war die Zelle längst wieder leer.

Der Amtsrichter mochte meine Mutter. Wenn er Überstunden machte und sie ein paar Minuten früher losging, trafen sie aufeinander. Gelegentlich half ich beim Putzen und sah ihn auch. Ein freundlicher, gut angezogener alter Herr, mit Weste und Taschenuhr. Er stand kurz vor der Pensionierung. Er ließ sein mit viel Butter und Teewurst bestrichenes Früh-

stücksbrötchen in seinem Büro liegen. Seine Frau bereitete es ihm zu, wickelte es in Alufolie und gab es ihm mit. Jahrelang tat er ihr gegenüber so, als hätte er es gegessen. Tatsächlich ließ er es im Schrank. »Für Ihre Kinder«, sagte er zu meiner Mutter und zeigte ihr das Versteck. Sie nahm das Brötchen mit nach Hause, wo sie uns Kinder zwang, es zu essen. Die Wurstbrötchen waren eine Herausforderung. Zu Hause teilten wir es in mehrere Stücke und verhandelten untereinander, wer wie viel davon zu bewältigen hatte.

Aus Respekt vor der Großzügigkeit und Güte des Amtsrichters sei das zu tun, sagte meine Mutter. Es sei unüblich, dass eine Autorität wie er sich für Leute wie uns interessiere. Wir waren zwar arm. Aber wir hatten genug zu essen. Diesen Widerspruch galt es mit runterzuschlucken. Sobald wir das Opfer für den niedersächsischen Amtsrichter gebracht hatten, bekamen wir unser eigentliches Abendessen.

Ich habe kein Gefühl dafür, inwieweit das eine lohnenswerte Erfahrung war. Es war eine Übung in Demut, so viel ist klar. Keine große Sache. Der Hintergrund war stets derselbe: Das Gegenüber durfte auf keinen Fall sein Gesicht verlieren. Nicht wegen etwas derart Lächerlichem wie einem Brötchen. Die Erinnerung soll nicht dafür herhalten, über Abhängigkeiten, Hierarchien, den Blick des Anderen, Klassenunterschiede und so weiter zu referieren. Unterordnung bis hin zur Unterwerfung waren Stufen einer üblichen Erziehung. Ich mag darin auch im Nachhinein keinen Skandal erkennen. Es gibt ein anderes Detail, das mich interessiert. Nämlich, dass eine Frau – die Mutter – darauf verzichtet, ein Bild über sich, ihre Familie und die Verhältnisse geradezurücken.

Sie blieb in den Augen des Amtsrichters lieber bedürftig, als sein schräges Bild über unsere Armut zu korrigieren. Vielleicht glaubte sie, dass er sie nur als arme *und* hungrige Frau mögen würde.

So wurde ich darauf konditioniert, mich zu fügen. Mit diesen Übungen. Schweigen, nicht protestieren. Keinen Ärger machen. Jede Interpretation und Deutung über uns unkommentiert zur Kenntnis nehmen. Aufessen. Der Umwelt nicht durch Befindlichkeiten, sondern durch Leistungen auffallen. Eine Weile klappte das ganz gut.

Erst spät fing ich an, mich aufzulehnen. Wie kann man das Auflehnen beschreiben? Es war etwas Physisches. Mehr tierlich als menschlich. Ich spannte meine Oberschenkel und Waden an, ging auf die Zehenspitzen, kniff Stirn und Augen zusammen und schrie los. Mein Auflehnen war ein mühsamer, kraftvoller Akt. *Wenn dich jemand gegen deinen Willen mitnehmen will, dann schrei laut Nein! und lauf, so schnell du kannst.* So lautete der Ratschlag, den ich früh bekam, um mich vor Verbrechen zu schützen. Das war natürlich zum Selbstschutz gemeint, vor Räubern und Mördern, vor Fremden. Ich aber wendete das in meinem Umfeld an. In der Flucht und im Schreien machte ich mich für die Dauer einiger Sekunden als Person kenntlich. Danach fiel ich stumm in mich zusammen. Und bereute. Und war geknickt. Und unfähig, dem etwas hinzuzufügen.

Der Handlungsspielraum vor der Eskalation war mir nicht geläufig. Ich hatte keine andere Idee von Widerstand. Wenn ich etwas nicht wollte, hielt ich es aus, bis es nicht mehr ging.

Dann auflehnen, schreien und weglaufen, statt mich zu erklären. In mir war wilde Verzweiflung. Es war ein reagierender, kein sprechender Körper.

Von außen wirkte mein mit ganzer Kraft herausgeschrienes Nein wie ein impulsiver Akt. In meinem Inneren aber hatte jedes Nein einen langen Weg hinter sich. Keines meiner Neins brachte Erfolg oder Erleichterung. Jedes Nein verursachte Verstörung bei dem, den es betraf. Nach dem Nein kam schließlich nichts mehr. Ich verließ das Terrain und ging weiter. Ich war unfähig, mich auf eine gesunde, erwachsene, vernünftige Art zu wehren. Mit jedem Protest verausgabte ich mich bis zum Äußersten.

Dann – endlich – nach Jahrzehnten, die Unruhezeiten lagen längst hinter mir, gerate ich aus dem Gleichgewicht. Ich hatte meine Augen ohnehin im Verdacht, eines Tages echten Ärger zu machen. Und genauso ist es gekommen. Mitten in meinem Frieden.

Eines Morgens löst sich das Bild auf. Die Welt verlässt mich. Ich werde zum Nichts und schwebe im Nirgendwo.

In den Jahren meiner Genesung begreife ich, dass alles, womit man es zu tun hat, Bilder sind. Auch die Erfahrungen. Was ich sehe, was ich erlebe, woran ich denke, woran ich mich erinnere, das alles ist nicht *das* Bild. Sondern die Folge davon, dass ich mir *ein* Bild mache. Ein Bild über mich, ein Bild über die Dinge. Selbst das Bild, das ich zu sehen meine, vom Tisch, vom Stuhl, beruht auf dem Bild, das ich mir von Tisch und Stuhl mache. Diese Erkenntnis gibt mir eine Ah-

nung davon, warum es Sehenden, die zu Blinden werden, überhaupt möglich ist, weiterzuleben. Sie haben weiterhin ein Bild von etwas. Vorstellungen werden zu Realitäten gemacht. Und umgekehrt. Sogar das eigene Spiegelbild wird durch ein eigenes Bild überlagert. Man schaut sich an und legt eine Vorstellung von sich auf das Gesehene. So ungefähr funktioniert das Sehen, wird mir immer und immer wieder erklärt. Das Gehirn, die Phantasie, die Vorstellungsgabe wissen, was sie zu sehen haben, und also sieht das Auge es auch.

—

Ich sitze auf dem Boden.

Ich bin ein kleines Mädchen. Mein Vater kommt von seiner Arbeitsschicht aus der Fabrik nach Hause. Er setzt sich zu mir.

Ich frage ihn: Wer bin ich?

Er fragt zurück: Wer bist du?

Ich frage mit Nachdruck: Wer bin ich?

Er: Wer bist du?

Papa, frage ich, weißt du es nicht?

Er antwortet: Weißt du es?

Ich sage: Ich weiß es nicht.

Er sagt: Ich weiß es auch nicht.

Zwei Sufis sitzen auf dem Boden und unterhalten sich. Der große Sufi macht sich wahrscheinlich über den kleinen Sufi etwas lustig. Der kleine Sufi ist sich sicher, dass der große Sufi nicht der hellste ist.

Ich schreibe. Das ist alles, was ich tue.

Ich wollte keine Frau sein, die Kinder hat *und* schreibt. Keine, die eine Ehe führt *und* schreibt. Keine, die eine andere Tätigkeit ausübt und *auch* schreibt. Ich wollte nicht von allem etwas, sondern von dieser einen Sache alles. Wenn mich jemand fragt, was machst du, wollte ich antworten: Ich schreibe.

Es war keine bewusste Entscheidung. Es ergab sich. Als mir bewusst war, dass es darauf hinauslief, entschied ich, entweder mache ich nur das, oder ich mache es gar nicht.

Ich bin allein. Hier ist nichts als Stille. Wochenlang. Monatslang. Das Ziel ist höchste innere Anwesenheit durch äußere Abwesenheit. Das Telefon ist abgeschaltet. Zu Hochzeiten und Geburtstagen schicke ich Grüße. Vor die Wahl gestellt, jemanden zu treffen oder allein zu sein, entscheide ich mich für mich. Ich kann mich von meinem Schreiben, Lesen und Spaziergehen nicht trennen. Nehme ich eine Einladung zu einer Verabredung an, bekomme ich Lampenfieber. Nach dem Aufwachen werde ich bereits nervös.

Das hermetische Abriegeln ist keine Pause vom Alltag sondern der Alltag selbst. Mein Gott, du lebst ja wie im Paradies! Das höre ich manchmal. Weltabgewandtheit als Voraussetzung, um sich der Welt zuzuwenden, ist aber kein Paradies. Sie erfordert Durchhaltevermögen. Es ist, als ob ich auf einem Hauch balanciere und zu fallen drohe.

Das Alleinsein konfrontiert mich mit mir selbst. Oft habe ich mich unbekümmerter in Erinnerung, als ich bin. An guten Tagen bin ich mir sympathisch und angenehm. An schlechten Tagen bin ich mir selbst ein tiefer, dunkler Abgrund. In der Klausur entstehen seltsame Eindrücke. Jedes Geräusch bekommt Bedeutung. An manchen Tagen raschelt sogar das Papier zu laut und seltsame Stimmung liegt über allem.

Trotzdem, es ist alles selbst gewählt. Ich kann nur so.

Mein Schreiben begann autonom, ohne äußere Einflüsse. Nicht in der Bibliothek der Eltern, nicht als Wunsch, eines Tages im elterlichen Bücherregal zwischen zwei Buchdeckeln zu landen. Es gab gar kein Buchregal. Zwar wurde gelesen, aber die Bücher schafften es an keinen sichtbaren Ort, in kein Möbel. Sie verschwanden wieder. Vor allem waren es »verbotene« Bücher, die vom türkisch-kurdischen Bürgerkrieg berichteten. Sie handelten von der Frage, wer für die politische Misere Verantwortung trug. Es gab in meiner Familie auch keine Konzertbesuche, ausgenommen die Solidaritätskonzerte für die politischen Gefangenen. Keine Theatergänge (ausgenommen solche Theaterabende, bei denen etwa das qualvolle Sterben der Giftgasopfer in Halabdscha nachgestellt wurde. Das dargestellte Ereignis beschrieb gro-

ßes Elend, die Performances aber waren es auch). Kurzum: Es existierte keine Brücke in jene Welt, in der Kultur auf wunderbare Weise ritualisiert ist und um ihrer selbst willen veranstaltet wird.

Ich mochte das Fernsehtheater. Heidi Kabel spielte auf einer Hamburger Bühne, der Norddeutsche Rundfunk übertrug die Stücke oft. Willy Millowitsch tat das gleiche in Köln, gesendet vom Westdeutschen Rundfunk. Ich schaute das gerne an. Tür auf, Tür zu, Verkleidung, Verwechslung, Dialekt. Lustige, harmlose Ohnsorg-Welt. Auf der anderen Seite waren die Stimmen, die von der Bühne irgendeiner Mehrzweckhalle irgendwo in Deutschland das Kapital, die Holdings, die Waffenindustrie verdammt. Im Fernsehtheater wurde gelacht, in der Stadthalle sammelten wir Geld für die Folteropfer oder Angehörigen von »Verschwundenen«. Beklemmung im Bus zurück nach Hause. Das war die *andere* Welt, die *wirkliche* Welt, wie zu Hause behauptet wurde. Unsere Welt.

Ich wusste nicht, dass Kultur etwas ist, zu dem ich mich hinbewegen oder bei dem ich mitmachen könnte. Ich empfand keinen Konjunktiv. Kein »ich könnte im Ohnsorg-Theater landen«. Alles schien manifest und undurchlässig. Als wäre man eingemauert. Da, wo ich herkam, ging man automatisch davon aus, dass die Verheißungen des Lebens für die anderen bestimmt sind. Verzicht war der Normalzustand.

Was es über uns zu berichten gab, wurde fremderzählt. Es war nicht einer von uns, der das Leben unserer Väter beschrieb, auch keiner der Väter selbst, sondern Günter Wallraff. Als *Türke Ali* verkleidet lebte und arbeitete er zu Forschungszwe-

cken ein stinknormales Ali-Leben in Deutschland nach. Er beschrieb die normalen Verhältnisse der Gastarbeiter. Obwohl Wallraff selbst aus kleinen Verhältnissen kam, entsetzten ihn die erlebten Erniedrigungen derart, dass er sein Buch nicht unten, halbunten oder mittelnunten nannte, sondern: *Ganz unten*. Wir wurden am niedrigsten Punkt verortet. Jemand hatte sich als »wir« verkleidet, unser Leben simuliert und mitgeteilt. Von uns hatte sich offenbar niemand gefunden, der es selbst hätte mitteilen können. Oder sollen. Oder dürfen. Jahrzehnte vorher und Jahrzehnte später gab es keine andere Erzählung, die diese Perspektive ergänzte. Für die Gastarbeiter und in den Gewerkschaften war Wallraff ein Held.

Das Buch lag auf Türkisch übersetzt kostenlos zum Mitnehmen in einer Kiste unter der Stempeluhr der Fabrik meines Vaters. Es sprach zu zwei Seiten. Zu denen, die die Arbeitsbedingungen der Gastarbeiter nicht kannten. Und zu denen, von denen es handelte. Man las, staunte und hatte zu verdauen: Ich bin eine dieser Ali-Töchter. Das unbedeutende Kind unbedeutender Eltern.

Die Eltern unterstützten uns, so gut sie konnten. Vor allem der Vater. Jedem von uns Kindern sagte er: Du kannst werden, was du willst. Der Bruder interessierte sich für Musik. Wo immer er auf ein Instrument traf, nahm er es in die Hand, probierte etwas darauf herum und fing an zu spielen. Er wünschte sich ein Klavier. Ein Klavier wurde angeschafft. Der Klavierstimmer allerdings konnte nicht bezahlt werden und irgendwann auch nicht mehr die Klavierstunden, und so übte der Bruder auf einem verstimmten Klavier und gewann

trotzdem alle Wettbewerbe. Die Zeitungen berichteten über ihn. Auch seine Lehrer waren von seiner Musikalität beeindruckt, und also versuchte der Vater, seinen Sohn zu überreden, Pianist zu werden. Glaube mir, Sohn, sagte unser Vater, die meisten Kinder bekommen zu hören, dass sie etwas anderes lernen sollen, mit dem sie ihre Familien versorgen können. Ich aber bitte dich, der Musik eine Chance zu geben. Der Sohn studierte – vielleicht aus Gründen der Emanzipation vom bittenden und bettelnden Vater – Jura. Unvergessen seine Begründung: Irgendwer muss mit diesem Mistleben Schluss machen. Dabei waren wir erst die zweite Generation.

Es sagt sich leicht, dass man seine Träume leben soll. Abstrakt träumt es sich aber schlecht. Das »Traut euch« des Vaters sollte eine Ermutigung sein, klang aber bedrohlich. Nach großer Anstrengung. Du kannst die Welt verändern – der Vater redete selten, das hier aber war sein absolutes Lieblingsthema. Ich werde dir nicht im Weg stehen. Er stand auf, er dozierte jetzt nicht nur, er hielt eine wichtige Rede. Hinter mir standen Hunderttausende von Ichs, die ihm zujubelten. Die anderen sind nicht besser und klüger als du, seine weiche, leise Stimme überschlug sich fast. Sie sehen aus wie du, sie reden wie du, sie sind wie du. Du lachst? Du bist ein Teil von allem. Das musst du mir glauben. Das *musst* du mir glauben. Jede Silbe wurde energisch mit dem Zeigefinger in die Sofalehne gedrückt: Du bist stark und kannst alles erreichen!

Der Vater ist lieb und rührend, sein ständiges »Du musst die Welt verändern« aber nervte. Es gab nichts Unterhaltameres, als die Revolutionsluft aus ihm herauszulassen. Ein Spruch,

eine Frage reichten meistens dafür aus. Und tatsächlich, plötzlicher Wetterumschwung. Disko? Der Vater schaut verdutzt, Disko? Vergiss das schnell. Wenn du tanzen willst, bitte deinen Bruder, Musik zu machen, und dann tanzt von mir aus. Der Vater sank in den Sessel zurück. Er war enttäuscht. Seine Rede hatte wieder kein Feuerwerk entfacht.

Geschichten ohne Ende. Allein mit der Überhöhung des Geistes und des Stiftes könnte man ganze Jahrbücher füllen.

Die Slogans gehen so: Jemand, der seinen Lebensunterhalt mit seinem Stift bestreitet, wird nicht geschubst. Wird nicht übersehen. Wird respektiert.

Der Stift! Der den Menschen in seinem Dasein krönende Stift! Im Islam hat der Allmächtige 99 Bezeichnungen. Man kann ihn nicht mit einem profanen Namen beschreiben, so groß und so prächtig ist er. In unserer Familie steht der Stift noch weit darüber, hat neunundneunzig mal neunundneunzig Namen. Zum Geburtstag überreicht mir die Mutter einen zierlichen Porzellanschwan. Der Schwan hat auf dem Rücken eine winzige Öffnung. Ich bin verwirrt. Sie strahlt: Ich solle meinen Stift in den Rücken des Schwans stellen. Ein Stifthalter! Elegant und schön soll der Stift aus dem Schwan herausragen. Sie kippt das Federmäppchen aus und probiert jeden Stift. Keiner passt, sie sind alle zu dick. In ihren Händen lagen zu selten Stifte, als dass sie im Laden auf Anhieb hätte erkennen können, dass ein normaler Stift dicker als das winzige Loch im zierlichen Schwan ist. Der Versuch, den ohnehin heiligen Stift in seiner Bedeutung weiter zu veredeln, misslang ihr. Nun sucht die Mutter wie ver-

bissen einen passenden Stift. Dann, nach Tagen der Suche, erlöse ich sie und schraube einen Kugelschreiber auf. Die Kugelschreibermine passt. Nun sieht der Schwan aus, als hätte ich Voodoo betrieben und eine Pfeilspitze in seinen Rücken gerammt.

Auch der Vater schleppt Stifte an. Je nach Angebotslage im Aldi-Markt kommen das Kalligraphie-Set oder die Bleistiftbox mit vierundzwanzig Stiften in den Stärken H2 bis B2 zu Hause an. Was auch immer im Discounter angeboten wird und einen Abdruck auf Papier hinterlässt, wird vom Vater gekauft. Aquarellfarben, Ölfarben, Filzstifte. Einmal bringt er einen Insulin-Pen mit. Der Vater hatte das Wort *Stift* auf dem Zuckermessgerät entziffert, es gekauft und als Überraschung auf meinen Schreibtisch gelegt.

Ich sitze stundenlang an meinem Schreibtisch. Meine Mutter hat ihn mir gekauft. Er hat vier Schubladen auf der rechten Seite und ein großes Schubfach auf der linken. Gleich nach der Schule, wenn ich im Haushalt meine Aufgaben erledigt hatte, setzte ich mich an diesen Tisch. Ich saß dort manchmal fünf, sechs, sieben Stunden lang. Schaute in meine Bücher, auf einzelne Sätze, auf Wörter. Manchmal schrieb ich einen Satz ab. Oder ein Wort. Zehnmal. Fünfzigmal. Probierte es in Schreibschrift, in Druckschrift, in Versalien. Manchmal spitzte ich alle Stifte frisch an und zeichnete Linien.

Ich bekam ein weiteres Geburtstagsgeschenk. Das Macken-Wörterbuch. Ich las es und langweilte mich keine Sekunde. Ich merkte es nicht, die Zeit verging einfach. Ich hatte nichts zu tun. Aber es fühlte sich an wie eine Aufgabe.

Mein Vater kam ins Zimmer. Was ist, fragte ich ihn. Soll ich was machen? Nein, antwortete er, ich wollte dich nur kurz anschauen.

Auch die Mutter kam ins Zimmer. Auch sie fragte ich, soll ich aufstehen, soll ich was machen? Nein, nein, antwortete sie. Ich schaue dich bloß an. Einmal sagte sie, ich habe immer Angst, dass ich hier reinkomme und du nicht mehr lebst.

Mein Vater nahm mich zur Seite und wunderte sich, dass ich oft lange am Tisch säße. Er fragte mich, ob mir das Freude bereite. Ob mich etwas bedrücke. Ob ich überhaupt bemerkt hätte, dass er da sei. Hatte ich meistens nicht. Niemandem von uns war bewusst, wie eingeschränkt mein Sichtfeld war. Man hätte rufen müssen, um mir deutlich zu machen, dass jemand im Raum war.

Ich höre auf einem Ohr schlecht.

Man denkt, mit mir sei etwas nicht in Ordnung. Dabei sind es nur die Augen, das eine Ohr und meine Lust, alleine an einem Schreibtisch zu sein. Bin vielleicht etwas gedankenverloren und leicht eingeschränkt, aber nicht *beschränkt*.

Nach dem Zähneputzen, wenn ich ins Bett sollte, stand ich auf und setzte mich im Dunkeln wieder an den Tisch. War weder unglücklich noch glücklich. Ich saß nur.

Mein Bruder und ich schlafwandelten. Eines Tages schloss mein Bruder die Tür auf und spazierte mit seiner Schlafdecke draußen in der Stadt herum. Ein Polizist war auf Streife und

erkannte ihn. Frühmorgens brachte er ihn nach Hause zurück. Meine Eltern hatten gar nicht bemerkt, dass er weg war. Für seine Schlafwandlertouren fanden sie eine einfache Lösung. Sie schlossen nachts die Tür ab und versteckten die Schlüssel an einem Ort, den nur die Eltern kannten. Mein Bruder schlafwandelte weiterhin in der Wohnung herum. Als umründe er die Kaaba, lief er ein paar Runden um den Couchtisch im Wohnzimmer und legte sich wieder ins Bett.

Die Touren meines Bruders belustigten den Vater sehr. Mein Schlafwandelpromblem hingegen beunruhigte ihn. Dabei war mein Radius deutlich kleiner als der meines Bruders. Ich stand nachts auf, rollte mich unter meinen Schreibtisch und schlief dort weiter.

Lesen, lernen, studieren, kein Problem, geht klar, wird erledigt. Aber der Rest? Schwache Frau, starke Frau – die Tochter kann mit diesen Kategorien nichts anfangen. Aufstieg hört sich nach Auswandern an, ungemütlich. Wie das, was die Eltern hinter sich haben. Als müsse man an einen Ort, an dem eine unbekannte Sprache gesprochen wird. Aber will man das? Jeder kennt solche Menschen, die angekommen an einem fremden Ort alles an sich selbst verändern. Meist gefiel einem ihre alte Fassung besser als die neuen affektierten Gesten. Da will man doch lieber bleiben, wie und wo man ist. Deshalb: keinen Aufstieg, danke. Die Ansage, du könntest es besser haben, beantwortet man sich heimlich immer mit der Gegenfrage: Wozu? Was genau würde besser dadurch? Dass einem die Eltern eigentlich die ganze Zeit zu vermitteln versuchen, dass man nicht dazu verdammt ist, Publikum zu sein, sondern Macherin sein darf, Werkstätige in Sachen Lebens-

gestaltung, das checkt man natürlich erst, wenn alle Kämpfe ausgefochten sind.

Das Schreiben von *unten* her ist kein sozioökonomischer Zustand, der anhand von Kontoständen und Grundstücksbesitz zu vermessen ist, sondern ein immaterieller Ort. Ein Neuanfang und nicht die Fortführung von etwas. Schreiben aus dieser Perspektive ist eher mit Aufbauarbeit zu vergleichen. Mehr Trümmerliteratur als große Kunst. Man öffnet die Welt und lässt eine Leserschaft reinblicken, die glaubt, alles zu wissen und es hundertmal besser und verständlicher im Politikteil der Zeitung gelesen zu haben. Man soll immerzu erklären. Man will aber lieber erzählen.

Es ist ein Weg, vergleichbar mit einem Zimmer in den Alpen. Man schaut aus dem Fenster und sieht vor sich ein Bergpanorama, überwältigend schön. Man müsste nur den Arm ausstrecken, und die Fingerspitzen berührten den Berg, so zum Greifen nah scheint er zu sein. Man zieht sich schnell etwas über und läuft los. Man läuft und läuft. Und während man läuft, bemerkt man die wahre Distanz zwischen sich und dem Ziel. Das Wetter schlägt um, man hat nicht die richtige Kleidung dabei. An diesem Tag, so viel ist klar, wird man es nicht schaffen. Entmutigt macht man sich auf den Rückweg. An den kommenden Tagen erlebt man das gleiche. Immer wieder aufs Neue fällt man auf die Aussicht rein. Wie kann etwas, das so nah aussieht, in Wirklichkeit so weit weg sein?

—

Ich kannte keine Kinder ohne arbeitende Mütter. Mütter mit bis zu vier Kindern gingen in Vollzeit und im Schichtsystem in der Fabrik arbeiten. Die ältesten Schulkinder kümmern sich um die jüngsten. Mit diesen ältesten Kindern sind Neunjährige gemeint, die morgens die Geschwister in den Kindergarten brachten und später wieder abholten. Das waren die Zuhause, wie ich sie mitbekam. Lebenslust, Aufbruchsstimmung, Mühsal. Ablesbar an den jungen, aber müden Gesichtern, den geschwollenen Beinen, dem tiefen Schlaf, der gereizten Stimmung. Zäh Männer, zähe Frauen. Dann kamen die Feiertage, es wurden die Tische gedeckt, gesungen, wahnsinnig lustig erzählt, ausgelassen gelacht, manchmal geweint. Das Leben wurde gelebt, so gut und viel es möglich war. Beides war gleichwertig vorhanden, das Schöne und das Schwere.

Immer arbeiten. Es lässt sich kaum in Worte fassen, welche Bedeutung das Arbeiten hatte. Das Arbeiten war die Daseinsberechtigung für den Deutschlandaufenthalt. Ständige Weggabelung mit diesen beiden Möglichkeiten: Arbeiten und bleiben. Oder zurückgehen. Ich habe es noch im Ohr: Wir bleiben. Für die Mädchen. So wurde es verkündet. Die Jungs sind egal, die kommen immer und überall durch. Alles für die Mädchen. Damit sie es einmal besser haben. So trug man die Bürde, eine andere Frau zu werden. Eine sagenhafte Frau. Eine stolze Frau. Eine erfolgreiche Frau.

Wenn eine Mutter zu ihrer Tochter sagte: »Studiere!«, dann bedurfte das keiner weiteren Erläuterung. In diesem »Studiere!« steckte kein »Verwirkliche dich selbst«, sondern ein »Sieh zu, dass du dem hier entkommst«. Man begriff die Chance,

die in dieser Aufforderung steckte. Wenn man sie bekam, ergriff man sie. Die Chance zog wie eine leise Brise vorbei. Zugreifen.

Es spielte keine Rolle, was für einen Beruf man anstrebte, ob Kosmetikerin, Ärztin, Bundeskanzlerin oder Betreiberin eines Solariums, das familiäre Wertesystem befand: Hauptsache, keine Fabrikarbeiterin oder Putzfrau.

Das Putzfrausein ist der Referenzpunkt für alles.

Die meisten Frauen um mich herum waren Arbeiterinnen. Die es nicht waren, beobachtete ich genau. Mit Pumps zur Arbeit und wieder zurück, ihr Haar roch auch am Abend noch nach Haarspray. Die Tochter von Freunden meiner Eltern wird Sprechstundenhilfe. Sie ist sehr elegant. Sie zeigt mir ihre Kommode, in der sie feine Wäsche aufbewahrt. Sie hat einen Verlobten. Er ist Offizier in der Türkei. Sie wird zu ihm ziehen. Freust du dich darauf, frage ich sie. Und wie, antwortet sie und streicht über die Wäsche. Er wird mich in dieser Wäsche sehen. Dass ich eigentlich das Auswandern meinte, erwähne ich nicht.

Noch als ich vierzehn Jahre alt war, und auch noch mit fünfzehn und sechzehn, machte ich Gedankenexperimente. Ich blätterte in kostenlosen Werbebroschüren von Möbelhäusern. In den dargestellten Wohnlandschaften lag eine Frau auf dem Sofa oder stand in der Einbauküche. Ich legte den Zeigefinger auf den Kopf der Frau und imaginierte meinen an seiner Stelle.